

horizont^e magazin

evangelisch
ehrenamtlich
engagiert



mit *Im Blick*
Das Magazin der
Diakonie im
Oldenburger Land

Zukunft gestalten

Warum Veränderungen auch eine Chance für die Kirche im Oldenburger Land bedeuten

EHRENAMT

Vom Geben
und Beschenkt werden

JUGEND

Konfi-Camp
an der Küste

KRIMI

Von der Lust
am Bösen

Wandelt auf dem
Weg, den euch
euer **Gott** geboten
hat, damit es
euch **wohlgeht**.

PSALM 5. MOSE 5,33

Septembermorgen am Wildenloh,
einem kleinen Wäldchen
im Ammerland bei Friedrichsfehn,
fotografiert von Tobias Frick



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Pandemie zwingt uns als Gesellschaft dazu, neue Wege zu gehen. Und das ist großartig. Schon jetzt sind dadurch viele kreative Ideen entstanden – auch innerhalb der Kirche. Sei es beim Konfirmandenunterricht, im Gemeindeleben oder bei der Gestaltung von Gottesdiensten (Seite 12 und Seite 21). Diese unkonventionellen Formen und Impulse machen Mut, weil auch die Kirche die Notwendigkeit begreift, neue Wege einzuschlagen, um weiterhin eine wichtige Funktion in unserer Gesellschaft einzunehmen. Dabei muss sie Altes kritisch hinterfragen, abwägen, was sie beibehalten und was sie hinter sich lassen will. Dies gilt sowohl für die einzelnen Gemeinden als auch für die Kirche insgesamt. Denn wie bedeutsam sie im Leben von Menschen sein kann, davon erzählt manche Biographie. Einige ermutigende Beispiele finden Sie ab Seite 10.

Auch wir sind mit *horizont^e* neue Wege gegangen und haben das Magazin im Sommer gründlich überarbeitet. Im Namen des Redaktionsteams bedanke ich mich herzlich für die zahlreichen Rückmeldungen auf die erste Ausgabe. Ihre Anregungen haben wir gerne aufgenommen und freuen uns sehr, wenn Sie uns weiterhin mit Lob und Kritik begleiten. Im Namen des Redaktionsteams wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre. Bleiben Sie behütet.

Ihr Pfarrer

HANS-WERNER KÖGEL

Referent Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
presse@kirche-oldenburg.de

Was bedeutet Kirche für mich?



REGINA VON DER DEEKEN
Selbständige,
Oldenburg

›Ich bin christlich aufgewachsen und teile die Werte der Kirche. Aber ich habe mich von der Kirche

abgewandt. Ausschlaggebend waren die Finanzen: Als mein Mann mit Mitte 50 arbeitslos wurde und wir nicht wussten, wie es weitergehen sollte, musste er von der Abfindung einen großen Batzen Kirchensteuer bezahlen. Doch für mein Leben sind Werte wie die zehn Gebote wichtig, deshalb waren unsere Kinder auch in konfessionellen Kindergärten. Aber ich bezweifle, dass es heute noch einen Unterschied macht, ob man in ein konfessionelles Krankenhaus oder Altenheim geht oder in ein staatliches. Zeit für Nächstenliebe ist weder hier noch dort.«



JAN BUNTE
Musiker,
Oldenburg

›Ich stamme aus einem sehr christlichen Elternhaus und habe mich eigentlich in der Kirche wohlfühlt: Ich bin gern in Gottes-

dienste gegangen, war im Posaunenchor und habe auch Orgel gespielt. Dennoch bin ich vor einigen Jahren ausgetreten – für die Kirchensteuer war ich einfach zu geizig. Heute zahlen wir als Ehe- und Elternpaar gern das freiwillige Kirchgeld, weil wir die Arbeit der Kirche unterstützen wollen. Denn da gibt es viel, was uns gefällt, vor allem im Jugendbereich. Und dass manche Kirchen offen für andere Konzerte als die typische Kirchenmusik sind, gefällt mir natürlich auch. Außerdem wünsche ich mir, die Kirche wäre experimentierfreudiger, etwa bei den Gottesdienstformen, den Inhalten und Uhrzeiten. Bei Kirchentagen habe ich so viel Positives erlebt, diese Vielfalt wünschte ich mir auch in den Gemeinden.«



ANDREA RÜDEBUSCH
Verkäuferin,
Ganderkesee

›Ich bin ausgetreten, obwohl ich gläubig bin. Die Amtskirche betreibt meiner Meinung nach Abzockerei!

Und die Gemeinden sind meist ziemlich verschnarcht. Da ist nichts, was mich anspricht. Als ich zuletzt an Weihnachten in Oldenburg in der Kirche war, wurden wir nicht einmal begrüßt. Das hat mich geärgert. Ich wünschte mir, dass es in unseren Kirchen eine persönliche Art der Ansprache gäbe. So wie Joyce Meyer [eine US-amerikanische evangelikale Predigerin, Anm. der Red.] es im Fernsehen auf Teles macht. Und sie kann biblische Beispiele auf eine besonders plastische und nachvollziehbare Weise erzählen.«



PHILIPP LAKEN
Soldat,
Westerstede

›Na klar bin ich confirmiert. Früher bin ich auch an Weihnachten in die Kirche gegangen. Und vermutlich würde ich auch kirchlich heiraten, wenn es einmal soweit ist. Aber irgendwie ist die Kirche nicht so meine Welt. Ich kann mir nicht vorstellen, zwei Stunden in der Kirche zu sitzen und über Gott und den Glauben zu reden. Ich will nicht sagen, dass ich nicht gläubig bin, aber dafür brauche ich die Kirche nicht. Außerdem plane ich Berufssoldat zu werden, da passt das meines Erachtens nicht so richtig. Aber die Kirchensteuer stört mich nicht, das ist schon okay.«



GEROLD BÜSEMANN
Rentner,
Delmenhorst

›Ich gehe gern zur Kirche. Das war allerdings nicht immer so. Vor etwa zwölf Jahren hatte ich eine schwere Krankheit, darüber habe ich wieder zur Kirche gefunden. Mir ist die Gemeinschaft dort sehr wichtig. Außerdem liebe ich Orgelmusik. Gesang und Gebet sind für mich im Gottesdienst etwas ganz Wesentliches. Außerdem finde ich gut, was die Kirche für alte Menschen tut. Die Kirchensteuer habe ich deshalb schon immer als notwendigen Übel akzeptiert.«



STEFANIE SIEMER
Mutter von drei Töchtern,
Westerstede

›Ich bin getauft und confirmiert, aber keine große Kirchgängerin, nur bei Familienfeiern, die besuchen wir gemeinsam. Über einen Austritt habe ich noch nie nachgedacht, es gehört doch irgendwie dazu, oder? Außerdem finde ich vieles gut, was die Kirche so macht. Zum Beispiel das Schiff, das die evangelische Kirche gekauft hat, um in Seenot geratene Flüchtlinge im Mittelmeer zu retten. Deshalb ist auch die Kirchensteuer wichtig: Die Kirche braucht Unterstützung für ihre Arbeit. Außerdem möchte ich meine Kinder taufen lassen.«



LARISSA WILHELM
Angestellte,
Westerstede

›Bislang habe ich wenig Kontakt zur Kirche. Ich komme aus einem Dorf in Kasachstan, die nächste evangelische Kirche war in der Stadt, 30 Kilometer entfernt. Dort gab es keinen Religionsunterricht für mich. Mein Mann und ich haben uns kirchlich trauen lassen, das war uns wichtig. Auch unsere Kinder sind hier getauft und confirmiert worden. Aber in unserem Alltag spielt die Kirche noch keine große Rolle. Vielleicht später mal. Aber es ist gut, dass die Kirche in der Gesellschaft noch so präsent ist, wegen der Werte, die sie vermittelt. Darum ist es für mich auch in Ordnung, Kirchensteuer zu bezahlen.«

FOTOS: und TEXTE: Michael Eberstein

13 Menschen ehrenamtlich engagiert



6 Zurück in die Zukunft

- 2 GOTT UND DIE WELT
- 3 EDITORIAL
- 4 UMFRAGE
- 5 INHALT
- 6 KIRCHE
- 6 Zurück in die Zukunft
- 9 KOMMENTAR Eine Liebeserklärung von Annie Heger
- 10 UMFRAGE Irgendwann habe ich alles angezweifelt
- 12 Bitte nachmachen!
- 13 MENSCHEN EHRENAMTLICH ENGAGIERT
- 17 Vor dem Sterben kommt das Leben
- 18 JUGEND
- 18 Konfi-Camp an der Küste
- 21 RATGEBER Alles auf Anfang
- 22 KRIMI
- 22 Von der Lust am Bösen
- 24 Mord ist sein Geschäft
- 26 LESETIPPS Tatort: Kirche
- 27 FRAGEBOGEN

24 Mord ist sein Geschäft



IMPRESSUM

horizont® ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint dieses Jahr dreimal im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.
HERAUSGEBER: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg, Anschrift: **horizont**® Philosophenweg 1, 26121 Oldenburg, Telefon 0441/7701-193, presse@kirche-oldenburg.de, www.kirche-oldenburg.de **REDAKTIONSLEITUNG:** Hans-Werner Kögel, Dirk-Michael Gröttsch (V.i.S.d.P.)
TEXTCHEFIN: Gunthild Kupitz, Hamburg **ART DIREKTION / PRODUKTION:** Designbüro Möhlenkamp & Schuldt, Bremen **BERATUNG:** Ulf Grüner, Hamburg
REDAKTIONELLE BEITRÄGE: Barbara Bockentin, Anke Brockmeyer, Beate Bühler-Egdorf, Robin Christen, Monika Dobler, Matthias Drobinski, Michael Eberstein, Uwe Haring, Annie Heger, Matthias Hempel, Annette Kellin, Thomas Klaus, Hans-Werner Kögel, Christoph Martsch-Grunau, Susanne Niemyer, Robert Otto-Moog
BILDNACHWEISE: Titel: Jan Jagusch // Christian Becker/Rasta Vechta, Anke Brockmeyer, Beate Bühler-Egdorf, Rainer Claus, Monika Dobler, Michael Eberstein, Evangelische Jugend Oldenburg (ejo)/Uwe Martens, Tobias Frick, Uwe Haring, Bastian Heinrich, Jan Jagusch, Hans-Werner Kögel, Christoph Martsch-Grunau, Gina Pape, Alessandra Schellnegger, Peter Schinzler, Nele Schomakers **DRUCK:** Prull-Druck GmbH & Co. KG, Scheideweg 25–29, 26121 Oldenburg
PAPIER: Recycling aus 100 % Altpapier mit Umweltzeichen ›Blauer Engel‹ **FEEDBACK:** Bei Rückfragen und Anregungen schreiben Sie uns unter presse@kirche-oldenburg.de oder nutzen Sie unseren Newsletter unter www.kirche-oldenburg.de/horizonte. Dort erhalten Sie auch Informationen zu den folgenden Ausgaben und Themen.



FOTOS: Tobias Frick, Uwe Haring

Zurück in die Zukunft

Die Kirchen werden in den nächsten Jahren viel verlieren: Mitglieder, Geld, Einfluss. Doch sie werden mächtige Minderheiten bleiben. Wenn sie es wollen. Und wenn sie es schaffen, engagierte Christinnen

und Christen als Ehrenamtliche noch stärker als bisher einzubinden. Eine Chance, gerade für die evangelische Kirche.

EIN STANDPUNKT VON **MATTHIAS DROBINSKI**
FOTOS **TOBIAS FRICK**



Wenn man derzeit in Deutschlands Kirchen schaut, dann sind sie leer: Ende März und im April, weil die evangelischen Landeskirchen und die katholischen Diözesen die Gottesdienste angesichts der exponentiell steigenden Covid-19-Fallzahlen selbst absagten. Und in diesem Herbst, weil die Hygienekonzepte nur wenige Kirchgänger überhaupt erlauben. Die Coronazeit lässt die Kirchen in ihre eigene Zukunft schauen: So leer werden die Gotteshäuser vermutlich bald auch ohne Virus sein; die Seuche beschleunigt den Prozess der Säkularisierung in Deutschland nur.

Denn das Beten und Hoffen und Sorgen ging in den vergangenen Monaten offenbar auch ohne Institution und Kirchenraum. Und wenn das Geld knapp wird – was spart sich leichter als die Kirchensteuer?

Dass die Kirchen in der Pandemie stumm gewesen seien, als es um die Deutung und den tieferen Sinn der Krise ging – diese Erzählung ist ungerecht. Es gab kluge und treffende Sätze, es gab Gemeinden, deren Herzen und Sinne in der Krise nahe zusammenrückten, es gab Pfarrerinnen und Pfarrer, die da waren und schlicht fragten: Wie geht's? und einfach zuhörten. Und was hätten die Kritiker geschrieben, wenn es nach einem masken- und abstandslosen Gottesdienst mit dem EKD-Ratsvorsitzenden zwei Dutzend Ansteckungen gegeben hätte, mit drei Menschen auf der Intensivstation?

Das Narrativ von der angepassten und stummen Kirche zeigt jedoch, wie viel die Kirchen, evangelisch wie katholisch, von ihrer einst selbstverständlichen gesellschaftlichen Deutungs- und Durchdringungskraft verloren haben.

Was die Frauen und Männer der Kirchenleitung sagten, wurde offenbar über den Kreis der gezielt Interessierten hinaus kaum noch wahrgenommen. Und obwohl die Pandemie genuin theologische Fragen in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses rückte – das Verhältnis zu Krankheit und Tod, von Freiheit und Verantwortung, zu den Grenzen des Wissens – mussten sich die Kirchenvertreter, wenn es um deren Deutung ging, hinter den Virologen und Mediziner, den Psychologen, Philosophen, Soziologen, sogar den Freizeitforschern anstellen. Wenn es dann aber Erwartungen gab, waren sie bis ins Magische hinein überspannt: Die alles erklärende Deutung, der ultimative Trost, das heilbringende Ritual sollte von den Kirchen kommen, als könnten sie alle Angst und Unsicherheit, am Ende gar das Virus wegbeten.

Die Zahl der Kirchenmitglieder wird sich in Deutschland bis zum Jahr 2060 halbieren, ebenso die Finanzkraft der Landeskirchen und Bistümer, so hat es 2019 eine Studie im Auftrag der Kirchen prognostiziert. Noch gehört eine knappe Mehrheit der Bundesbürger einer der beiden großen Volkskirchen an, in wenigen Jahren aber werden die Christen eine Minderheit sein im Land. Sie werden längst nicht jede Kirche und auch nicht ihre gewachsene Gemeindestruktur halten können. Ihre Sozialträger werden weniger Kindergärten und Schulen, Krankenhäuser und Beratungseinrichtungen betreiben können. Und sie werden nicht mehr selbstverständlich mit ihrem Glauben, ihren Grundsätzen, Wert- und Normvorstellungen in den öffentlichen Debatten, den politischen Entscheidungen, den Urteilen der obersten Gerichte eine Rolle spielen. >>>



Der Weg dorthin wird schmerzhaft und schwierig sein – auch weil die Kirchen sich nicht einfach selbst marginalisieren können, sich nicht bequem zurückziehen können in den kirchlichen Binnenraum. Auch mit nur noch der Hälfte der Mitglieder werden sie die größten Gemeinschaften der Zivilgesellschaft bleiben, auch mit halbierten Finanzkraft ein wichtiger und mächtiger Arbeitgeber, auch als Minderheit werden sie eine wichtige Stimme im Land sein, dessen Kultur von christlichen Traditionen und Vorstellungen geprägt bleiben wird. Die Kirchen werden mächtige Minderheiten sein, die mit hohen Erwartungen konfrontiert werden, auch wenn es weniger Pfarrerinnen und Pfarrer gibt und andere Hauptamtliche, die heute gute und wichtige Arbeit leisten. Sie werden Menschen beim Leben und beim Sterben beistehen müssen, die ansonsten in diesem Leben mit den Kirchen nichts zu tun hatten. Sie werden öffentlich Jesu Botschaft verkünden und für die unveräußerliche Würde des Menschen eintreten müssen, auch wenn sie überstimmt werden, ihre Positionen ignoriert, bestenfalls als ehrenhaft, aber irrelevant angesehen werden.

Nein, es wird nicht einfach sein, Abschied von der alten Mehrheitsposition zu nehmen. Es wird manchen verletzen, der überzeugt ist, dass die Christen eine gute Botschaft zu verkünden haben. Es wird den Alles-geht-den-Bach-Hinunter-Propheten Auftrieb geben und den Predigern wider die böse Welt, wird die Resignierten bestärken.

Und trotzdem liegt im Abschied von der Mehrheit eine Chance. Das Ende des Selbstverständlichen bedeutet: Die Christinnen und Christen müssen klarer als bisher sagen, was sie

glauben und wofür sie stehen; sie müssen, jede und jeder Einzelne, zu kleinen Propheten der Sache Jesu werden. Sie werden von ihrer mal verständnislosen, mal neugierigen Umwelt daran gemessen werden, ob sie ihrer Botschaft auch Taten folgen lassen, welchen Lebensstil sie pflegen, wie es in ihrer Gemeinschaft zugeht. Je weniger die Institution das kirchliche Leben flächendeckend organisieren und am Laufen halten kann, umso mehr wird es auf das Engagement der einzelnen Christinnen und Christen ankommen. Gerade die evangelische Kirche, die davon ausgeht, dass alle Gläubigen Anteil am Priesteramt Jesu haben, könnte hier ein klares Profil gewinnen.

Und je weniger die Kirchen im traditionellen Sinne staatstragend sein können, umso mehr können sie Anwälte des Zweifels und des fairen Diskurses werden in einer Gesellschaft, in der die Zahl derer arg gewachsen ist, die ohne jeden Zweifel dem Anderen die eigene Wahrheit wie nasse Waschlappen um die Ohren hauen. Stimmen die Maßstäbe, mit denen wir Politik betreiben, wirtschaften, die Umwelt behandeln, Kinder bilden? Was bedeuten Liebe und Partnerschaft, Freiheit und Verantwortung, Hoffnung und Zuversicht in einer auf Effizienz hin ausgerichteten Welt? Die Christen müssen die Gottesrede wachhalten, die heißt: Es gibt eine Wirklichkeit, die über die Menschenwirklichkeit hinausgeht, die die Grenzen aller Menschheits-erlösungskonzepte aufzeigt und jeder menschlichen Allmachtsvorstellung. Es kann sein, dass sie als Kirche im Volk da freier sind, als sie es als Volkskirche waren. Es kann sein, dass eine Kirche, die, statt ängstlich und unsicher in zu groß gewordenen Schuhen zu schlurfen, das fröhliche Verarmen lernt, den Vorstellungen ihres Gründers näherkommt. Sicher ist das nicht. Möglich aber schon. 🌱



Matthias Drobinski

56, ist Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung* in Frankfurt am Main. Er hat u. a. katholische Theologie in Gießen und Mainz studiert. »Geprägt hat mich die kirchliche Jugendverbandsarbeit, die ich als so fromm wie menschennah wie politisch engagiert erlebt habe, als Ort der Freiheit in der nicht immer so freien katholischen Kirche.«



»Würde ich die Kirche aufgeben, wäre es, als hätte ich die Hoffnung in die Menschen aufgegeben.«

Trotzdem!

Eine Liebeserklärung der Oldenburgerin Sängerin und Moderatorin Annie Heger an die Kirche.

Ich bin oft enttäuscht von Kirche. Sie scheint nicht zu erkennen, dass sie in Teilen rassistisch und sexistisch ist. Dass sie diskriminiert, weil für Kirche – übrigens eine der größten Arbeit gebenden Institutionen des Landes – das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz nur eingeschränkt gilt. Dass ihre hierarchischen Machtstrukturen Missbrauch begünstigen, sie sich jedoch gleichzeitig als *Moralagentur* aufspielt.

Ich kann deshalb jeden verstehen, der Kirche aus diesen Gründen ablehnt.

Und trotzdem. Trotz all der harten Kritik, die ich selbst an ihr als Institution habe, bleibe ich Mitglied der evangelischen Kirche. Der Grund dafür ist meine eigene, ganz persönlichen Erfahrung mit Kirche und der Gemeinschaft, die sie (er)füllt. Ich habe mich immer von ihr und in ihr willkommen, aufgehoben und ernst genommen gefühlt. Diese Erfahrungen haben meine Zuversicht gestärkt, dass diese Kirche sich wandeln kann.

Unsere Kirche kann Aufbruch und Veränderung, das hat sie bewiesen. Seien es einstimmige Synodenbeschlüsse der meisten Landeskirchen, wenn es um die Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Ehen geht (und das noch vor dem legendären Bundestagsbeschluss in 2017) oder, wie im vergangenen August, als *wir* ein Rettungsschiff ins Mittelmeer schickten. In solchen Momenten bin ich sogar richtig stolz auf meine Kirche. Und glaube daran, dass Kirche es noch weiter schaffen kann: Sie ist bereits unterwegs.

Maïke Schöfer, Vikarin, Feministin und als @ja.und.amen auf Instagram unterwegs, hat dort unter dem Hashtag #glaubeteilen dazu aufgerufen, über Glauben ins Gespräch zu kommen, unter anderem mit diesem Satzanfang »Ich träume von einer Kirche ...«. Mein Post dazu lautete: »Ich träume von einer Kirche, die groß ist. Die für alle Platz hat. Auch für die, die sich von ihr abwenden, die sie kritisieren. Eine Kirche, die ernst nimmt, jeden Einzelnen. Eine Kirche, die versucht, zu gesunden. Eine Kirche, die Botschaften hinausstreut voller Inbrunst, mit einem anderen neuen Bewusstsein und bedingungsloser Nächstenliebe.« Viele schrieben darunter »Träum weiter!« und »Nächstenliebe? Vielleicht bei Christen, aber kaum in einer Kirche.«

Würde ich jedoch die Kirche aufgeben, wäre es, als hätte ich die Hoffnung in die Menschen aufgegeben. Schließlich besteht Kirche aus eben diesen Menschen und ihrer Fehlerhaftigkeit.

Ich fühle den klaren Auftrag, die Revolution von innen zu pushen – als Teil des Ganzen und nicht von außen. Ich versuche, mit meiner Stimme die Gemeinschaft und das Miteinander zu gestalten. Organisiere Gottesdienste zum *Christopher Street Day* und ertrage Gegenwind. Ich streite öffentlich über Luther, moderiere Podiumsdiskussionen, poste meine Gedanken im Netz und stelle mich Anfeindungen. Ich möchte mitentscheiden, wer in der Kirche entscheidet, wer Entscheidungen über das Gesicht unserer Kirche und ihre Zukunft trifft. Ich will nicht darauf warten, dass sich Kirche ohne mein Zutun verändert.

Anpacken, Ansprechen, Teil der Veränderung sein, Wind sein und nicht Fähnchen – das ist mein Plan. 🌱

›Irgendwann habe ich alles angezweifelt‹

Im vergangenen Jahr trat mehr als eine viertel Million Menschen aus den evangelischen Kirchen in Deutschland aus. Ihre Gründe sind vielfältig. Was bewegt Menschen dazu, in der Kirche zu bleiben, zurückzukehren oder ganz neu einzutreten? Sieben Kirchenmitglieder erzählen.

Text **Robert Otto-Moog** Fotos **Tobias Frick**



Ralf Hesse

57 Jahre, Blexen

Wenn Ralf Hesse aus Blexen heute über seinen Kirchenaustritt spricht, klingt es fast wie ein Unfall. ›Das ist einfach so passiert‹, sagt er. ›Ich habe damals überhaupt nicht nachgedacht.‹ Hesse, 57 Jahre alt, verließ die Kirche Ende der 1980er-Jahre. Der Grund war profan: ›Ich habe auf meine Lohnzettel geschaut und mich gefragt, warum ich Kirchensteuer zahle und nichts davon habe.‹ Also meldete er sich ab – einfach so. Für den Wiedereintritt habe es dann allerdings auch nur eines kleinen Anstoßes bedurft. ›Ich habe mich mit einem Bekannten über Gott und die Welt unterhalten‹, erinnert er sich. Irgendwann sprachen sie auch über die Kirche. ›Vergiss die Kirche in deinem Dorf‹, sagte Hesses Bekannter. ›Denk an das, was die Institution alles leistet: Kindergärten, Krankenhäuser, Pflegeheime.‹ Das habe er gebraucht, sagt Hesse, der heute im Gemeinde-

kirchenrat sitzt. Sein Wiedereintritt gestaltete sich dabei aufwendiger als der Austritt. ›Ich musste sogar zweimal im Kirchenbüro anrufen, damit die merken, dass ich es ernst meine.‹

Bettina Lippa

51 Jahre, Butjadingen

Grund zum Zweifeln hatte Bettina Lippa in ihrem Leben schon genug. Zwei Freundinnen starben an Krebs, eine weitere verlor ihr Kind. Auf dem Schreibtisch der Verwaltungsangestellten bei der Polizei landeten Verkehrsunfälle und Anzeigen wegen Kindesmissbrauchs. ›Da fragt man sich immer wieder, warum niemand aufpasst.‹ Lippa hadert mit Gott, trotzdem glaubt sie. ›Er gibt mir Trost und Kraft‹, sagt die 51-Jährige aus Butjadingen. ›Ohne Kirche würde mir etwas fehlen.‹ Nach dem Tod ihres Vaters sei sie beispielsweise immer wieder in die Kirche gegangen, um zu trauern. ›Das ist für mich auch ein Zufluchtsort‹, erklärt Lippa. So kommt für sie ein Austritt aus der Kirche nicht infrage – trotz aller Zweifel.



Annika Markgraf

40 Jahre, Wilhelmshaven

Annika Markgraf hat sich gleich zweimal für die Kirche entschieden: einmal als Jugendliche und einmal als Erwachsene. ›Meine Eltern wollten, dass meine Geschwister und ich uns selbst entscheiden‹, sagt die 40-Jährige. Sie ließ sich konfirmieren – aus Überzeugung. Nur drei Jahre später verließ sie die Kirche wieder. Der Grund: Nach einem Schicksalsschlag hatte sie Unterstützung bei ihrem Pastor gesucht. ›Ich wurde schwer enttäuscht‹, erinnert sie sich. Markgraf war so getroffen, dass sie aus der Kirche austrat. ›Ich habe die Institution verlassen, aber nie meinen Glauben verloren.‹ Das sei auch ein Grund gewesen, warum sie die Kirche nicht vermisst habe. ›Zwölf Jahre später bin ich in eine richtige Lebenskrise geraten‹, sagt Markgraf. Doch diesmal habe ihr ein Pastor geholfen. ›Obwohl ich nicht in der Kirche war, war er für mich da – so wie ich es mit 17 auch gebraucht hätte.‹ Markgraf bekam die Krise in den Griff und trat zum zweiten Mal in die Kirche ein.

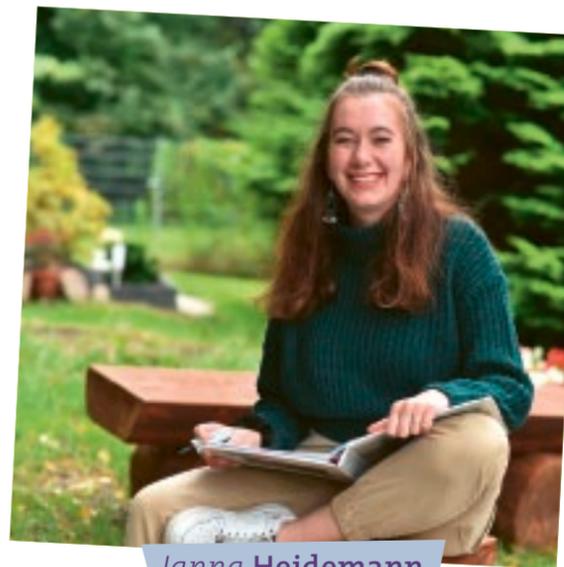
Carsten Feist

50 Jahre, Wilhelmshaven

Es war ein Streit mit dem Pastor, der Carsten Feist Ende der 1980er-Jahre aus der Kirche trieb. ›Ein Familienangehöriger hat damals Trost in der Kirche gesucht‹, erinnert sich Wilhelmshavens Oberbürgermeister. Doch da die Kirche geschlossen war, habe der Pastor den Verwandten rausgeworfen. ›Ich war 18 und wollte das klären‹, erinnert sich Feist. Doch er sei schroff abgebügelt worden. ›Das war nicht die Kirche, mit der ich etwas zu tun haben wollte‹, sagt Feist. Aus Wut ging er, der Glaube aber blieb. ›Nur eben nicht mehr in der Kirche‹, sagt der heute 50-Jährige. Sein Sinneswandel begann 2004, als Feist Leiter des Jugendamtes wurde und mit den



Gemeinden in Wilhelmshaven in Kontakt kam: ›Da habe ich gemerkt, wie eng diese Kirche inzwischen an den Menschen dran ist.‹ Parallel dazu engagierten sich seine Söhne in der kirchlichen Jugendarbeit. ›Mein Wiedereintritt war ein Prozess‹, sagt Feist. ›Irgendwann wollte ich wieder dazugehören – und zwar ganz.‹



Janna Heidemann

20 Jahre, Wilhelmshaven

Die meisten Menschen werden in ihre Glaubensgemeinschaft hineingeboren. Janna Heidemann aus Wilhelmshaven ist in die Kirche ›reingerutscht‹, denn aus einer religiösen Familie stammt die 20-Jährige nicht. Als Kind war sie bei vielen Aktionen der Gemeinde dabei, später war sie aktiv in der Jugendarbeit. ›Ich habe viel Zeit dort verbracht und meine besten Freunde kennengelernt‹, erinnert sie sich. ›Irgendwann wollte ich ganz dabei sein.‹ Denn getauft war Heidemann nicht – bis zum Sommer

2017. ›Ich wollte das einfach gern nachholen‹, sagt sie. Ab dem Wintersemester will die 20-Jährige in Oldenburg Pädagogik studieren. Auch das hat sie der Kirche zu verdanken: ›Ich habe dort gemerkt, wie viel Spaß mir die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen macht.‹

Holger Trempeck-Wilken

51 Jahre, Wilhelmshaven

Es gab eine Zeit, in der Holger Trempeck-Wilken Pastor werden wollte. ›Ich war extrem fundimäßig.‹ Und es gab die Zeit, in der der Musiker die Kirche fast verlassen hätte. ›Innerlich‹, sagt der heute 51-Jährige, ›war ich längst ausgetreten.‹ Das Extremfundimäßige sei auch eine Flucht vor der eigenen Homosexualität gewesen. ›Ich wusste, dass ich anders bin. Dieser Konflikt hat mich immer weiter von der Kirche entfernt‹, sagt der Wilhelmshavener. ›Irgendwann habe ich alles angezweifelt – auch Gott.‹ Trempeck-Wilken spielte Orgel. Weil er nicht wollte, dass man ihn rauswirft, schwieg er. Irgendwann aber hörte er auf, in der Kirche zu spielen – bis er gefragt wurde, ob er eine Predigtreihe in Heppens begleiten wolle. ›Die Pastoren hatten eine ganz andere Sichtweise, auch auf meine Lebensweise‹, sagt er. Heute spielt er wieder regelmäßig in Heppens und in der Garnisonskirche. ›Und ich genieße es.‹



Fatemeh Dehbozorgi

28 Jahre, Wilhelmshaven

Es war ein weiter Weg für Fatehmeh Dehbozorgi, der sie bis nach Wilhelmshaven geführt hat. Seit fünf Jahren lebt die 28-jährige Iranerin in Deutschland, im Frühjahr 2016 ließ sie sich hier taufen. Hergekommen ist sie wegen des Glaubens. ›Wenn jemand im Iran seine Religion wechselt und Christ wird, wird er verfolgt, erhängt oder muss ins Gefängnis‹, sagt Dehbozorgi, die als Muslima geboren wurde. Schon im Iran brachte eine Freundin ihr das Christentum näher. ›Besonders war für mich, dass ich Gott Vater nennen kann‹, erinnert sie sich. Ihre Eltern hatte sie früh verloren. ›Ich hatte das Gefühl, dass ich wieder einen Vater habe.‹ Für ihren Glauben ließ sie viel zurück – auch ihre Geschwister und Verwandten. Die hätten ihren neuen Glauben zwar abgelehnt, angesichts der drohenden Todesstrafe aber bei der Ausreise geholfen. ›In Deutschland hatte ich mit der Kirche sofort einen Ort, an dem ich willkommen war.‹ Bald möchte sie in ihrer Kirche eine Ausbildung zur Lektorin machen, beruflich hofft sie auf einen Ausbildungsplatz als Friseurin. ›Ich kann hier einfach zur Kirche gehen und mich Christin nennen‹, sagt Dehbozorgi. ›Die Leute im Iran haben diese Freiheit nicht.‹

Bitte nachmachen!

Die Pandemie wird das Kirchen- und Gemeindeleben noch einige Zeit bestimmen. Einige Pfarrerinnen und Pfarrer haben deshalb auch schon ein paar besondere Ideen entwickelt, um trotz aller Beschränkungen Gott und einander nah zu sein. Hier sind drei.



Espresso-Gottesdienste

Sonntag für Sonntag feiern meine Kollegin Nele Schomakers und ich in St. Stephanus in Delmenhorst einen maximal 30-minütigen Gottesdienst unter freiem Himmel – Espresso-Gottesdienste eben. Idee und Namen haben wir vom Michaelis-

kloster in Hildesheim übernommen. Was das bedeutet? Dass die Predigt konzentriert ist wie ein Espresso: stark, schnell, intensiv – und nur 90 bis 360 Sekunden kurz. Gerade weil in der Mini-Predigt nichts zu Ende gedacht, sondern bestenfalls angerissen werden kann, schätzen die Besucherinnen und Besucher die Möglichkeit, selbst weiterzudenken. Und so steht auch schon fest, dass wir in St. Stephanus noch weit in den Herbst oder Winter hinein draußen Espresso-Gottesdienste feiern werden – unabhängig vom Wetter.

PFARRERIN BARBARA BOCKENTIN
St. Stephanus in Delmenhorst



Kirche zum Mitnehmen

Neben dem Schaukasten der Heilig-Geist-Gemeinde Delmenhorst haben wir einen Kasten montiert. In dem liegen in regelmäßigen Abständen kleine

Überraschungen für Interessierte. Besonders beliebt sind die Gottesdienst-CDs, die Pastor Robert Vetter (Stuhr) und ich gemeinsam mit den Kirchenmusikern produzieren. Jeden Sonntag erscheint eine neue CD mit Predigt, Gebeten, Liedern und Musik.

Der Kasten und die CDs ergänzen unsere Arbeit perfekt. Denn auf diese Weise können sich Neugierige etwas von ›ihrer Kirche‹ mitnehmen und auch unter der Woche Andacht feiern. Positiver Nebeneffekt: Durch das CD-Projekt arbeiten zwei Gemeinden enger zusammen und der Zusatzaufwand ist gering.

PFARRER CHRISTOPH MARTSCH-GRUNAU
Heilig-Geist-Kirche in Delmenhorst



Kindergottesdienst in Tüten

Was hilft Kindern bei Langeweile und Traurigkeit im Krankenhaus? Genau: Spielen, Basteln und Geschichten zum Lesen oder Vorlesen. Als *Kindergottesdienst in Tüten* verschenken wir kleine Lesehefte mit

weltlichen oder biblischen Erzählungen, Malbücher, Stifte, Segenszeichen sowie eine Überraschung – immer liebevoll verpackt in Papiertüten, die unter anderem mit Schutzengelflügeln oder Blumen bemalt wurden. Darüber freuen sich alle, auch die, die noch nicht selbst lesen können oder eine andere Sprache sprechen. Auf diese Weise erleben Kinder und ihre Familien: Gott hat mich nicht vergessen. Bis wir wieder zusammenkommen dürfen, werden wir deshalb weiter ›eintüten‹. Übrigens: Einige Gemeinden verteilen oder verschicken solche Tüten.

PFARRERIN BEATE BÜHLER-EGDORF
Universitätsklinik für Kinder- und Jugendmedizin in Oldenburg



Halleluja

JONAS KAISER 36 JAHRE
Leiter des Gospelchors ›Amatöne‹ in Varel

Gospel ist Gottesdienst. Gospel feiert den *good spell*, die ›Frohe Botschaft‹, kurz: das Evangelium. Er berührt die Menschen in ihrem Innersten. Er schenkt Hoffnung, und er stärkt die Zuversicht. So sieht das zumindest Jonas Kaiser. Er leitet den Gospelchor *Die Amatöne* und ist zutiefst überzeugt: ›Gospel erreicht direkt die Seele.‹ Und während Kaiser beginnt, von Proben und Konzerten mit den *Amatönen* zu erzählen, tanzen seine Hände wie bei einem Dirigat, und seine Augen strahlen.

›Wer in anderen etwas entzünden will, muss selbst lichterloh brennen‹, sagt der 36-jährige. Und er gibt zu, hohe Ansprüche zu haben. ›Wer zu den *Amatönen* kommt, der kann schon singen.‹ Entsprechend groß ist der Erfolg. Immer wieder sind die Kirchen bei ihren Konzerten bis zum letzten Platz besetzt.

›Wer in anderen etwas entzünden will, muss selbst lichterloh brennen.‹

Und bei den Gospel-Kirchentagen, die normalerweise alle zwei Jahre in wechselnden deutschen Städten stattfinden, singt der Chor vor mehreren tausend Zuhörern – und das Konzert wird zum gemeinsamen Fest.

›Ohne Musik geht in meinem Leben gar nichts‹, sagt Kaiser, der im Hauptberuf eine Bankfiliale leitet. Schon mit drei saß er am Klavier. ›Mein Vater fand immer wieder gute Argumente zum Durchhalten.‹ Außerdem: ›Wer Klavier oder Gitarre konnte, der hatte auch bessere Chancen bei den Mädchen.‹ Und dann erzählt er vom Gymnasium, vom Leistungskurs Musik und der Bigband an der Schule. Und davon, dass der Pastor der Nachbargemeinde ihn mit 15 fragt, ob er den Organistendienst übernehmen könne. Auch wenn Kaiser damals keinen Draht zur Kirche hat, sagt er zu. ›Ich liebe Herausforderungen – und das war eine. Beim ersten Gottesdienst lagen meine Nerven allerdings blank.‹

Vier Jahre später trifft Kaiser als Organist bei einer Konfirmation eine Handvoll begabter Sängerinnen und Sänger, die ein A-Cappella-Programm einstudiert hatten. ›Sie suchten jemanden, der mit ihnen arbeitet. Und weil ich Gospel liebe, habe sie kurzerhand auf Gospelmusik umgepolt.‹ Und die zelebrieren die mittlerweile rund 50 Frauen und Männer mit großer Begeisterung zusammen mit ihrem Chorleiter. 10 bis 15 Stunden investiert Kaiser pro Woche in die Musik. Er arrangiert viele Stücke selbst und erhält dafür eine Aufwandsentschädigung. Seine Frau Nathalie, die er beim Gospelchor kennengelernt hat und mit der er einen achtjährigen Sohn hat, kümmert sich um Organisatorisches. Normalerweise. Denn Corona hat die *Amatöne* seit März verstummen lassen. Eine Probe im Freien sei gut, um sich mal wiederzusehen, sagt Kaiser, aber nichts zum Arbeiten. Also nimmt er zu Hause in seinem Mini-Studio Lieder auf, die er den Sängerinnen und Sängern schickt – Chorprobe im Homeoffice sozusagen. Vorerst.

ANNETTE KELLIN

Inge Tönjes ist das, was man eine Macherin nennt. Seit mehr als 25 Jahren ist die Erzieherin Teil des vierköpfigen Teams, das den ökumenischen Frauentreff in Burhave/Waddens organisiert. Etwa einmal im Monat kommen die rund 15 aktiven Mitglieder im Gemeindehaus zusammen – und das Programm dafür stellt die heute 59-Jährige mit auf die Beine. Mal werden Kirchen und Kunstmuseen in der Umgebung besichtigt, mal geht's gemeinsam auf eine Radtour, mal vergnügt man sich bei Spieleabenden mit *Bingo* und dem *Stuhler Eselspiel*. Dann wieder werden Referentinnen

INGE TÖNJES 59 JAHRE

Organisatorin des Ökumenischen Frauentreffs Burhave/Waddens

Auszeit vom Alltag



Foto: Tobias Frick

›Dass Frauen die Angebote unseres Frauentreffs nutzen und ihre Zeit miteinander verbringen wollen, ist mir eine Ehre.‹

eingeladen, die über Homöopathie informieren, Entspannungsübungen anbieten oder zu Frauen in der Bibel referieren – ›Hauptsache, es geht unterhaltsam und informativ zu‹, sagt Tönjes. ›Uns ist bei allem auch der Spaß am Miteinander wichtig. Denn wir möchten den Frauen eine kleine Auszeit abseits des Alltags bieten.‹ Dass Männer an diesen Abenden nicht anwesend sind, erleichtere ihrer Erfahrung nach den Austausch untereinander. Schließlich gehe es nicht um passive Teilnahme, sondern um ›Mitwirken, Ausprobieren, Diskutieren.‹

Tönjes ist in Burhave aufgewachsen. Bereits ihre Eltern und Großeltern lebten ihr vor, wie wichtig und wertvoll ehrenamtliches Engagement in der Kirche und darüber hinaus ist. So arbeitete ihre Mutter unter anderem im Sportverein und im Gemeindegemeinderat mit, Vater und Großvater waren in der Kommunalpolitik tätig. ›Was soll denn aus unserer Gesellschaft werden, wenn sich keiner mehr in Gruppen, Vereinen und Kirchengemeinden einbringt?‹

Ihr ehrenamtliches Engagement versteht Tönjes im ursprünglichen Sinne des Wortes: als Ehre. ›Dass Frauen die Angebote unseres Frauentreffs nutzen und ihre Zeit miteinander verbringen wollen, ist mir eine Ehre.‹ Aber da ist noch mehr: ›Es bereichert auch mich als Ehrenamtlerin enorm. Ich bin durch die Aufgabe selbstbewusster geworden und habe viele interessante Dinge erfahren, die meinen Horizont wunderbar erweiterten.‹

Trotzdem: In den 25 Jahren Engagement für den Frauentreff kam ab und zu auch mal der Gedanke auf, kürzer zu treten – vor allem, als die beiden Kinder noch klein waren, die inzwischen jedoch längst aus dem Haus sind. In diesen Momenten bewährte sich allerdings der ›besondere Teamgeist‹ unter den vier Hauptorganisatorinnen – und ihre gemeinsame Freude, auch in den weltlichen Themenabenden den Bezug zu Gott und dem christlichen Glauben zu finden. Tönjes einziger Kummer: ›Der Anteil der Katholikinnen ist gering. Leider.‹

THOMAS KLAUS



›Wir reden nicht nur miteinander, wir sind auch füreinander da.‹

Foto: Uwe Haring

Gespräche über Gott. Und die Welt.

CLAUS SCHLAACK 76 JAHRE

leitet den Männergesprächskreis der Ev.-luth. Kirchengemeinde St. Michael in Lohne

Veränderung ist die eine Konstante im Leben von Claus Schlaack. Verantwortung die andere. Kindheit und frühe Jugend in der DDR, Abitur im Saarland. Später dann, als Berufsoffizier der Bundeswehr, viele Wohnortwechsel – was blieb war als Oberst in der Personalabteilung immer die innere Verpflichtung den Menschen gegenüber. Dann der letzte Neustart in Lohne die Suche nach neuen Kontakten, nach einem Ehrenamt.

Verein? Sport? Kommunalpolitik? Kam für Schlaack alles nicht infrage. Stattdessen: Kirche. ›Kirche passt zu mir, mit Kirche bin ich aufgewachsen.‹ Wobei er seit jeher auch kritisch auf die Institution blickt. Zwischenzeitlich war er sogar ausgetreten. Denn mit einer Kirche, deren Pfarrer Soldaten Mörder nann-

ten, konnte er sich nicht identifizieren. Damals, Ende der 1970-er, zu Zeiten der Debatte um den Nato-Doppelbeschluss.

Lange her. Längst sind Claus Schlaack und seine Frau Ulla in Lohne heimisch – und in der Ev.-luth. Kirchengemeinde St. Michael. Dort trat er auch wieder in die Kirche ein, gründete 2004 den Männergesprächskreis. Heute zählt die Gruppe gut 30 Mitglieder. Ob Hausmeister oder Lehrer, ob Kaufmann oder Tierarzt: Beruf, Parteibuch und Nationalität spielen keine Rolle. Die meisten von ihnen sind älter als 60, einige schon über 80.

Normalerweise treffen sich die Männer jeden Monat, sprechen im wahrsten Wortsinn über Gott und die Welt: mal über das Männerbild im Alten Testament, mal mit dem Bürgermeister über die Entwicklung der Stadt. Denn Impulse für den Gesprächskreis kommen auch von externen Referenten, doch im Mittelpunkt sieht Schlaack die Gemeinschaft: ›Wir reden nicht nur miteinander, wir sind auch füreinander da.‹ Auch und gerade in Zeiten von Corona. Zwar sind keine regulären Treffen im Gemeindehaus möglich, aber Krankenbesuche innerhalb der Gruppe. Alle duzen sich inzwischen, es sind Freundschaften entstanden.

›Ehrenamt ist eine tragende Säule von Gesellschaft und Kirche‹, sagt der 76-Jährige. Und was ist es für ihn? ›Ein gutes Gefühl, etwas zu tun, das für andere gut ist.‹ Wie religiös ist der Männerkreis? ›Oft beginnen unsere Treffen mit Losung und Lehrtext, immer enden sie mit unserem Lied *Nehmt Abschied, Brüder*.‹ Unter den Männern sind viele Kirchgänger, Jahr für Jahr gestaltet der Gesprächskreis eine Passionsandacht.

Claus Schlaack hat Kontakt gesucht und Engagement geboten. Und es blieb nicht bei einem Amt. Er war jahrelang Mitglied des Gemeindegemeinderats, des Diakonie-Vorstands im Kirchenkreis, der Landessynode. Verantwortung übernehmen und Veränderung mitgestalten – das mag er, das kann er, das motiviert ihn.

UWE HARING

›Ich behandle die Menschen so, wie auch ich in ihrer Situation gern behandelt werden würde.«

sieht mit ihnen alte Fotoalben an oder begleitet sie zum Arzt oder zum Gemeindenachmittag. Es sind Menschen mit und ohne Demenz, die sie regelmäßig besucht. ›Die Chemie muss natürlich stimmen«, sagt die 56-Jährige, ›aber entscheidend ist, jeden Menschen so zu nehmen, wie er ist.«

Und das kann – insbesondere bei den an Demenz Erkrankten – immer wieder neu und anders sein. ›Meine Besuche lassen sich nicht bis ins Detail planen, sondern sind abhängig davon, in welcher Stimmung ich die Senioren antreffe«, erzählt sie. Ein respektvoller Umgang ist ihr immens wichtig. ›Ich behandle die Menschen so, wie auch ich in ihrer Situation gern behandelt werden würde.« Auf Augenhöhe und immer dem Moment angemessen zu reagieren, das ist ihr wichtig. Gerade bei Demenz sei es entscheidend, das Gegenüber ernst zu nehmen und entsprechend zu reagieren, ist ihre Erfahrung. Und weil Verlässlichkeit wesentlich ist, hat sie während des Corona-Lockdowns – natürlich unter den Hygieneregeln – die ganze Zeit den Kontakt gehalten und bei Bedarf auch für die Senioren eingekauft. Die Osternburgerin baut ein Verhältnis zu ihnen auf, das tief geht. ›Wenn jemand stirbt, ist das sehr hart«, sagt sie. ›Damit muss man erstmal abschließen, bevor man sich auf jemand Neues einlässt.« Manchmal bleibt der Kontakt zu den Familienangehörigen auch über den Tod des Vaters oder der Mutter hinaus bestehen.

Die Alltagsbegleiterinnen und -begleiter sind kein Ersatz für Angehörige, sondern im besten Fall eine Entlastung. Ihre Arbeit sieht Dagmar von Elm als einen Baustein, damit die älteren Menschen so lange wie möglich ein selbstbestimmtes Leben führen können. Und auch sie selbst profitiert von diesem Ehrenamt – etwa, wenn sie auf einem gemeinsamen Spaziergang die Natur mit neuen Augen sieht. ›Gerade Menschen mit Demenz nehmen die Umgebung – etwa ein Vogelzwitschern oder den Duft einer Blume – viel intensiver wahr«, sagt sie. ›Das sind Erfahrungen, die auch mich bereichern.«

ANKE BROCKMEYER

Mit allen Sinnen

DAGMAR VON ELM 56 JAHRE

Alltagsbegleiterin der Kirchengemeinde
Oldenburg-Osternburg

›Ich habe jeden von ihnen ins Herz geschlossen«, sagt Dagmar von Elm über die vier Seniorinnen und Senioren, die sie betreut. Seit 2018 ist sie ehrenamtliche Alltagsbegleiterin der Kirchengemeinde Oldenburg-Osternburg. ›Schon während ich mich um meine Eltern gekümmert habe, habe ich schnell gemerkt, dass ich eine Antenne für diese Arbeit habe«, erzählt sie. Etwa fünf bis sechs Stunden pro Woche investiert Dagmar von Elm in das Ehrenamt, für das sie lediglich eine Aufwandsentschädigung bekommt – und jede Menge Dankbarkeit. ›Ihre« Senioren freuen sich, wenn sie zu Besuch kommt, und würden sie gern öfter als einmal in der Woche sehen. Denn die Alltagsbegleiterin bringt Abwechslung in ihr Leben. Sie singt mit ihnen, lauscht ihren Erinnerungen,

Foto: Anke Brockmeyer

Vor dem Sterben kommt das Leben

... und das verläuft manchmal anders als beabsichtigt. Aber das muss nicht schlecht sein, findet unsere Kolumnistin Susanne Niemeyer. Im Gegenteil. Und weitergeht es auch so.

Hoch lebe Plan B! Er führte viel zu lange ein Schattendasein. Plan B, das sind Patchworkfamilien. Camping in den Alpen statt Trekking in Mexiko. Balkon statt Garten, Ole statt Martin, Gummistiefel statt Flip-Flops. Schuldnerberater statt Wirtschaftsanwalt. Kaiserschmarrn statt Pfannkuchen.

Plan B ist die Antwort des Lebens, wenn das Leben nicht so spielt, wie ich es geplant hatte. Schokoladeneis ist aus, nehmen Sie Maracuja. Muss nicht schlechter sein, ist nur anders.

Mir waren schon immer diese Coaches suspekt, die fragten, was ich in zehn Jahren tun will. Woher soll ich wissen, was das Leben so vorhat?

Ich schmiede gern Pläne. Das liegt daran, dass ich viele Ideen habe. Es gibt einfach eine Menge interessanter Sachen auf der Welt. Aber dann beginnt es plötzlich zu regnen oder die Kündigung liegt auf dem Tisch und ich kann mich darüber grämen oder etwas anderes machen. Meistens mache ich was anderes. Manche sagen: ›Du musst mal was durchhalten. Wer A sagt, muss auch B sagen.« Erstens frage ich: Warum eigentlich? Und zweitens glaube ich, dass man lernen kann zu erkennen, wann eine Abzweigung die bessere Wahl ist.

Das Leben ist auf Lücke gebaut. Damit muss man klarkommen, und es ist sicher nicht die einfachste Übung. Wenn etwas nicht so klappt, wie man es sich gewünscht hat, kommt die Enttäuschung um die Ecke, und sie ist ziemlich hartnäckig. Am besten man streichelt ihr ein paar mal über den Kopf und sagt: Komm, ich zeig dir

was Schönes. Und dann muss man eben gucken, wo was Schönes ist.

Die halbe Bibel ist ein Plan B. Ich weiß, der Satz ist gewagt. Aber nehmen wir das Paradies. Das hatte Gott sich wahrscheinlich auch ganz anders vorgestellt. Alles war just fertig und roch noch nach Farbe, dann kamen die Menschen, plünderten den Apfelbaum, und vorbei war's mit dem schönen Plan. Doch was dann folgte, war gar nicht so schlecht. Auch vor der Tür lässt sich's ganz gut leben. Oder die Sintflut. Die ganze Menschheit wollte Gott vernichten. Im größten Zorn versteigt man sich schon mal ein bisschen und verliert jedes Maß. Wir können nachlesen, wie selbst Gott seine Meinung änderte und versprach: Das mache ich nicht wieder. Hier habt ihr einen Regenbogen, der ist das Siegel. Und schließlich Jesus: Dessen Laufbahn auf Erden war schnell beendet. Mag sein, dass er's geahnt hat, weil man als Aufwiegler immer gefährlich lebt. Aber geplant hatte er sein Ende am Kreuz doch bestimmt nicht. Wer will schon so sterben?

Manche sagen: doch. Gott habe das alles genau so gewollt und vorherbestimmt. Glaube ich nicht. Ich glaube, all diese Geschichten zeigen, dass Gott ein Meister des Plan B ist. Er kann aus dem größten Mist Gutes machen. Hoffnung siegt über Resignation. Mit Plan B kommt man durchs Leben. Weil es immer weitergeht. Weil es Verwandlung gibt.

Manche nennen das Auferstehung.



Susanne Niemeyer

48, ist freie Autorin, Kolumnistin und Bloggerin (www.freudewort.de). Von ihr erschien im Herder-Verlag ›Mut ist ... Kaffeetrinken mit der Angst‹ (16 Euro), aus dem diese Geschichte stammt.

Konfi-Camp an der Küste

Corona – was sonst?! Die Pandemie hat die traditionelle Reise der Konfis nach Wildflecken leider unmöglich gemacht. Deshalb organisierten die Wilhelmshavener Kirchengemeinden ein Alternativprogramm. Und das kam bei den Kindern und Jugendlichen prima an.

VON THOMAS KLAUS

Jannis keucht. Gerade ist die Drei-Fragezeichen-Stadtrallye zu Ende gegangen. Zusammen mit 44 anderen Kindern und in Begleitung einiger Eltern hat der Zehnjährige den Bösewicht gejagt, der den *Wildflecken-Kiosk* ausgeraubt hatte. In fünf Kirchen haben sie Hinweise auf den Täter gefunden und konnten ihn so noch rechtzeitig vor der abendlichen Abschlussrunde überführen. ›Es war anstrengend‹, erzählt Jannis und ist noch immer außer Atem. ›Wir sind viel gerannt und mussten uns sehr konzentrieren. Aber es hat totalen Spaß gemacht.‹

Jannis gehört zu den gut 200 Kindern und Jugendlichen, die in Wilhelmshaven an dem Sommerferienprogramm *Wildflecken@home* der evangelischen Kirchengemeinden teilnahmen. Eigentlich hätten sie den Fall im echten, unterfränkischen Wildflecken aufklären sollen. Denn seit 1960 fahren jedes Jahr etwa 350 Kinder, Konfirmanden und Teamer in das knapp 500 Kilometer entfernte CVJM-Feriedorf in Bayern. Und so hätte es auch in diesem Jahr sein sollen – mit Wohnen in Blockhütten, mit jeder Menge Spaß und Spielen, mit Lagerfeuern und Begeg-

nungen im Glauben, auch das natürlich. Doch 2020 ist alles anders: 2020 ist Corona.

›Die Absage der Reise haben wir so lange wie möglich hinausgezögert‹, sagt Pastor Rainer Claus von der Heppenser Kirchengemeinde. ›Aber irgendwann mussten wir es doch tun.‹ Claus gehört zu den Organisatoren der Wildflecken-Camps. Einen Sommer ohne das Feriendorf – das wollte und konnte der 54-Jährige sich nicht vorstellen. Also hat er gemeinsam mit zahlreichen Haupt- und Ehrenamtlichen aus der eigenen Kirchenemeinde so wie aus den benachbarten Gemeinden Christus-Garnison, Luther, Neuende und Cäcilienroden ein Alternativprogramm auf die Beine gestellt – eben *Wildflecken@home*. Nordseeküste statt Unterfranken.

13 Tage lang wurden nun Tontöpfe und Sammelmappen gestaltet, Aufgaben für Oberpirat Klaus Störtebeker erledigt und beim Bibelflitzer-Spiel als Team zusammengearbeitet. Die ganze Stadt war Schauplatz von *Wildflecken@home* – sogar das Jade-Stadion, in dem Auftakt- und Abschlussveranstaltung stattfanden. Ein Unterschied in Corona-Zeiten: Die Gruppen mussten klein sein, Abstands- und Hygieneregeln eingehalten werden. ›Das war nicht schlimm‹, findet Jannis. ›Den Spaß hat das nicht verhindert.‹

Einige Aktionen wie etwa das Bibelflitzer-Spiel und die Drei-Fragezeichen-Stadtrallye waren aus dem Wildflecken-Original bestens bekannt; andere wie beispielsweise die Stadtpark-Rallye und der Störtebeker-Bootsbau-Wettkampf wurden eigens für *Wildflecken@home* entwickelt. Vermutlich werden sie auch bei den nächsten Camps eine Rolle spielen. Denn die Hoffnung ist groß, dass die im kommenden Jahr wieder in Bayern stattfinden können. Weil *Wildflecken@home* zwar nah dran ist am Original, es aber nicht ersetzen kann. 📍



LENNART SCHILLIG,
16 Jahre, Teamer

Nach Wildflecken zu fahren, gehörte für mich immer zum Sommer dazu. Deshalb waren meine Erwartungen an *Wildflecken@home* nicht besonders hoch. Doch nach den zwei Wochen muss ich sagen: Es hat Mega-Spaß gemacht. Außer der Stadtpark-Rallye hat mir besonders die

Auftaktveranstaltung im Stadion gefallen. Durch die vielen Menschen kam dort eine ganz spezielle Stimmung auf, die mich sehr an das Wildflecken-Original erinnerte. Übrigens: In Bayern hockt man tagelang sehr eng aufeinander. Das ist oft schön, aber eben nicht immer. Insofern war *Wildflecken@home* eine tolle Alternative, auch wenn es ruhig noch ein paar mehr Aktionen hätten sein können. ◀



LENA LINDBERGH,
17 Jahre, Teamerin

Wildflecken kann man nur in Wildflecken haben, habe ich gedacht, als ich von der Absage erfuhr. Ich war darum ziemlich enttäuscht. Doch bei *Wildflecken@home* waren alle richtig gut drauf. Es hat mir super viel Freude gemacht, mit ihnen etwas zu unternehmen. Und die Konflikte, wie

es sie manchmal bei Jugendfreizeiten mit Kindern und Jugendlichen oder auch zwischen ihnen gibt, die fanden diesmal nicht statt. ◀



ALEX BUSS, 14 Jahre,
Teamer in Ausbildung

Ich fand es total super, dass für die Wildflecken-Leute der Störtebeker-Park geöffnet wurde, obwohl er ja zurzeit eigentlich geschlossen ist. Dort mussten wir den Teich mit Hilfe eines Floßes überqueren. An drei Stationen gab es für uns Aufgaben. Eine war zum Beispiel, sich einen Schlachtruf auszudenken. Nur wer alle Aufgaben lösen konnte, wurde von Klaus Störtebeker wieder an Land gelassen. Diese Aktion war mein Highlight. ◀





SMILLA DARDEMANN,
14 Jahre,
Konfirmandin

Ich war schon viermal in Wildflecken und hoffe sehr, dass ich nächstes Jahr wieder dorthin kann. In Wildflecken ist es zwar schöner. Aber *Wildflecken@home*

hat mir trotzdem viel Spaß gemacht. Die Stimmung war richtig klasse. Alle waren begeistert und gut drauf. Wir haben viel zusammen gelacht und auch einiges über Bibel-Inhalte gelernt.



RAINER CLAUS,
54 Jahre, Pastor
Ich hatte Zweifel, ob es uns gelingen würde, das Wildflecken-Original auf Wilhelmshavener Verhältnisse zu übertragen. Denn Wildflecken ist Nähe. Aber wir haben das Beste aus diesem

Corona-Sommer gemacht – und so waren wir uns mit Abstand nahe. Von den Teilnehmenden, den Teamern und Eltern gab es nur positive Rückmeldungen. Es war also die richtige Entscheidung. Und im nächsten Sommer geht es hoffentlich wieder weiter mit unseren richtigen Camps.



FOTOS: Tobias Frick, Rainer Claus

Alles auf Anfang

Noch immer bestimmt Corona, wie viele Menschen sich wie lange in welcher Art von Räumen treffen dürfen. Und das wird auch weit über den Herbst hinaus so sein. Trotzdem: Die Konfi-Treffen finden inzwischen wieder wie früher ganz analog im Hier und Jetzt statt. Jedenfalls bis auf Weiteres.



Seit August erlaubt Niedersachsen, dass sich unter bestimmten Voraussetzungen bis zu 50 Personen ohne 1,50 Meter Abstand und Maske treffen dürfen – und das gilt für feste Jugendgruppen ebenso wie für Freizeiten.

KONFIZEIT ALS PRÄSENZVERANSTALTUNG

Natürlich bedeutet die Organisation und Veranstaltung der Konfizeit unter den aktuellen Bedingungen einen höheren Planungsaufwand. Umso wichtiger ist es deshalb, dass die Pfarrerinnen und Pfarrer und ihre Konfizeit-Teams beim Neustart von Gemeindekirchenräten und anderen Ehrenamtlichen unterstützt werden.

KONFIRMATIONEN FEIERN

Die meisten Gemeinden haben die Konfirmationen auf den Herbst verschoben, einige sogar bis ins nächste Frühjahr hinein. Weil Gottesdienste mittelfristig nur in Klein- oder Familiengruppen möglich sein werden, finden mancherorts über mehrere Wochenenden verteilt bis zu 15 kleine Konfirmationen statt; für einzelne Konfis teilweise sogar im eigenen Garten. Das hat natürlich einen erhöhten Planungs- und Abstimmungsbedarf mit allen Beteiligten zur Folge.

LAUFENDE KONFIKURSE

Einige Konfi-Gruppen hatten sich bereits vor den Sommerferien in kleinen Gruppen getroffen. Mit viel kommunikativem Einfallsreichtum und digitalen Tools wie beispielsweise Mentimeter, KonApp oder Discord gelang es allen, über die Sommermonate in gutem Kontakt miteinander zu bleiben. Denn auch unter schwierigen Bedingungen soll die Konfizeit den Beteiligten ja vor allem Spaß machen.

Klar, dass einige der digitalen Kommunikationsplattformen auch künftig genutzt werden. Doch nun freuen sich die Konfis und ihre Teamerinnen und Teamer erst einmal wieder auf analoge Begegnungen. Wir entwickeln gegenwärtig überall eine neue Normalität, die unter anderem von den Erfahrungen des Schulalltags und den kreativen Aktionen der Evangelischen Jugend in den Sommerferien profitiert. Überhaupt ist das Miteinander von Jugendarbeit und Konfizeit ein großer Schatz.

NEUE KONFIKURSE

Weil derzeit so vieles anders gedacht und ausprobiert werden muss, lassen zahlreiche Gemeinden ihre neuen Konfikurse erst deutlich später beginnen, zum Teil erst Anfang 2021. Und obwohl große Starter-Events mit vielen Konfis im Moment nicht angesagt sind – gegen eine Fahrradtour durch die Gemeinde mit kleinem Rahmenprogramm spricht nichts. Ohnehin geht in diesen Zeiten Beziehungs-Qualität vor Bildungs-Quantität.

KONFIFREIZEITEN

Nachdem im Frühjahr alle Konfifreizeiten abgesagt werden mussten, kann nun wieder in Gruppen weggefahren werden. Doch aufgrund der vielen Unsicherheiten und Ängste planen die meisten ihre Fahrten ohnehin erst für das kommende Jahr.

Weitere Informationen und Beratung

Pfarrer Matthias Hempel, Pfarrstelle für Konfizeit:
Telefon 0441-7701-421, konfizeit@kirche-oldenburg.de
www.kajak-ol.de, www.arp-ol.de



Matthias Hempel

56, ist seit Dezember 2014 Pfarrer für Konfirmandenarbeit der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg. Im Internet schreibt er unter dem Titel *Kajak Oldenburg* regelmäßig einen Blog zum Thema Konfirmandenzeit und Jugendarbeit.



MIEKE LIPPILS, 13 Jahre,
angehende Konfirmandin

Ich war schon bei mehreren Camps in Wildflecken dabei und hatte mich so sehr auf diesen Sommer dort gefreut. Ich war sehr traurig, als das Camp abgesagt werden musste. Aber ich habe natürlich verstanden, dass das wegen Corona nicht anders ging. Aber jetzt, zum Abschluss

von *Wildflecken@home*, kann ich nur sagen: Es war sehr, sehr schön. Am besten hat mir das Bibelflitzer-Spiel gefallen, bei dem sich die ganze Gruppe anstrengen musste. Witzig, dass es das schon seit 19 Jahren gibt!



NEELE SIEMENS, 14 Jahre,
Konfirmandin

Dass sich die Aktionen über die ganze Stadt verteilten, hat mir gut gefallen. Da hat man Wilhelmshaven gleich noch ein bisschen besser kennengelernt. Ich mochte auch die Mischung aus dem Alten, was seit Jahren in Wildflecken üblich ist, und dem Neuem, das sich die Teamer mit den

Ehren- und Hauptamtlichen ausgedacht hatten. In Wildflecken ist es ja besonders schön, wenn man am Lagerfeuer zusammensitzt, Musik macht, miteinander redet und lacht. Das war dieses Jahr nicht möglich, aber ich habe *Wildflecken@home* trotzdem genossen.



Von der Lust am BÖSEN

Schon in der Bibel wird gestohlen, gelogen und gemordet. Denn das Böse ist in uns allen. Von seelischen Abgründen in uns erzählen auch die zahlreichen Krimis, die im Umfeld der Kirche spielen. Und von der Hoffnung auf Erlösung.

VON HANS-WERNER KÖGEL

Gott hatte gerade erst die Welt und den Menschen erschaffen, als es bereits zur ersten Straftat kommt: Eva stiehlt die verbotene Frucht vom Baum der Erkenntnis und isst sie mit Adam (Gen. 3,1-24). Gleich danach schildert die Bibel mit Kain und Abel den ersten Mordfall aus Eifersucht (Gen. 4,1-16). Und so geht es munter weiter. Selbst die biblischen Helden werden zu Tätern: Moses begeht

Totschlag (Ex. 2,11ff.), Jakob ist ein Erbschleicher (Gen. 27,1-41), David der sexuellen Nötigung und Anstiftung zum Mord schuldig (2. Sam. 11). Sogar Jesus stünde nach heutigem Recht wegen seiner Randalen im Tempel (Joh. 2,13ff.) vor Gericht – angeklagt des Hausfriedensbruchs und der Sachbeschädigung.

Eine breite Blutspur zieht sich durch die Heilige Schrift. Sie steht für das Böse, zu dem

Menschen fähig sind. Ob Wut, Rache, Habgier, Eifersucht oder Hass: Die biblischen Kriminalfälle beschreiben in Grundmustern die niederen Beweggründe, aus denen Verbrechen bis heute begangen werden. Und sie faszinieren uns, weil sie es ermöglichen, unsere eigenen niederträchtigen Gefühle in einer fremden, fiktionalen Geschichte anzuschauen. Krimis sind Lehrstücke über die menschlichen Abgründe. Und so macht das Böse selbst um heilige Räume keinen Bogen. Getötet wird in Kirchen und Klöstern, Gemeinde- und Pfarrhäusern. Auch Agatha Christies Figur Miss Marple kümmert sich 1930 in ihrem ersten Fall um einen *Mord im Pfarrhaus* (Originaltitel: *The Murder at the Vicarage*). Und einige Jahrzehnte später klärt ihr Landsmann *Inspector Barnaby* in der gleichnamigen BBC-Serie (Originaltitel: *Midsomer Murders*) überraschend häufig Verbrechen in Kirchen auf. Die Pfarrerrinnen und Pfarrer sind dort ebenso wie die Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorsteher mal Täter, mal Opfer.

Sobald das Böse in eine Gemeinschaft eindringt, sind die Menschen zutiefst verunsichert. Wie sehr – das beschreibt eindrücklich Umberto Eco in seinem Roman *Der Name der Rose*. Darin bittet der Abt einer italienischen Benediktinerabtei den Franziskanerpater William von Baskerville in seiner Kommunität zu ermitteln. Zusammen mit seinem Gehilfen Adson von Melk entdeckt William eine Welt voller Glaubensfehden, verbotener und verborgener Leidenschaften sowie krimineller Energien. Mit diesem Duo schafft Eco ein Ermittlerpaar, das stark an den Detektiv Sherlock Holmes und seinen Gehilfen Dr. Watson erinnert, die Arthur Conan Doyle 1887 schuf.

Die Figur des *Father Brown* von Gilbert Keith Chesterton wirkt dagegen wie ein Gegenentwurf zu Sherlock Holmes. Rund 50 Erzählungen hat Chesterton zwischen 1910 und 1935 über den englischen katholischen Pfarrer geschrieben, der Kriminalfälle löst, indem er sich in den Täter hineinversetzt. Der Verbrecher ist für ihn in erster Linie ein sündiger Mensch, für den er Verständnis aufbringt. Als Beichtvater und Seelsorger in verarmten Gemeinden kennt er die Verstrickungen der Menschen und für die Aufklärung der Kriminalfälle nutzt er dieses Wissen, verbunden mit seiner Intuition. Allerdings ist er als Geistlicher weniger daran interessiert, Verbrecher der

Eine breite Blutspur zieht sich durch die Heilige Schrift. Sie steht für das Böse, zu dem Menschen fähig sind. Ob Wut, Rache, Habgier, Eifersucht oder Hass.

irdischen Gerechtigkeit auszuliefern, sondern will sie zu Gott führen.

In den deutschen Verfilmungen der 1960er-Jahre mit Heinz Rühmann ist *Pater Brown* ein irischer Geistlicher. Seine kriminalistischen Erfolge ärgern regelmäßig seine kirchlichen Vorgesetzten. Das kommt zwar so bei Chesterton nicht vor, wurde aber für die weitere deutsche Rezeption mitbestimmend. So wird in der Fernsehserie *Pfarrer Braun* mit Otfried Fischer (2006 bis 2013) das ›Kriminalisieren‹ zum Anlass genommen, den Pfarrer regelmäßig in eine neue Gemeinde zu versetzen.

Einen anderen Ermittlungsansatz verfolgt der Rabbiner David Small, geschaffen in den 1960er-Jahren von dem US-amerikanischen Literaturprofessor und Krimiautor Harry Kelmman. Smalls Gemeindeglieder an der amerikanischen Ostküste sind überwiegend konservativ. Weil einige von ihnen in Schwierigkeiten geraten, hilft Small. Seine Spezialität ist der Pilpul, eine talmudische Methode, feinste Unterschiede zu treffen und so der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Für seinen Erfinder Kelmman ist Small jedoch mehr Richter und Ausleger des Rechts und weniger Seelsorger – und die Synagoge ist mehr Rathaus als Gotteshaus.

Eine Erlösung von dem Bösen versprechen alle Krimis – zumindest auf Zeit. Denn am Ende eines Buches oder Films werden die Täterinnen oder Täter in aller Regel überführt, ihre Vergehen und Motive aufgeklärt und sie selbst der Justiz zur Verurteilung übergeben.

Alles wird gut. Bis zum Verbrechen. ☺



Pfarrer Hans-Werner Kögel

60, liebt an Krimis den Wettstreit zwischen Gut und Böse. Bei den literarischen Ermittlungen schätzt er den schwarzen britischen Humor besonders. Für eine kriminalistische Spurensuche empfiehlt er die *Bibel Edition* aus der Karten-Spiele-Reihe *black stories* (Moses Verlag, 8,62 Euro).



Jörg Schlüter

73, war von 1998 bis 2011 Pastor in Vechta. Sein erster Krimi beschreibt den *Tod in der Klosterkirche*, der neunte erscheint in diesem Herbst – sein Titel: *Welper Wald*. Das zehnte Werk ist bereits in Arbeit. Die Bücher mit viel Lokal-Kolorit gibt Jörg Schlüter im Selbstverlag heraus. Der Erlös ist immer für wohltätige Zwecke bestimmt



Mord ist sein Geschäft

Jörg Schlüter kennt die Täter, lange bevor sie die Verbrechen überhaupt begehen. Und er kennt ihre Motive. Kein Wunder. Der ehemalige Pastor aus Vechta denkt sich die Fälle nämlich aus: Er ist Krimiautor.

INTERVIEW: UWE HARING

22 Jahre ist es her, dass Jörg Schlüter die ersten 40 Seiten eines Kriminalromans geschrieben hat. Damals hatte er gerade seine Pfarrstelle in Vechta angetreten. Doch beendet hat er das Buch erst 13 Jahre später, als er in den Ruhestand ging. Seitdem schreibt der heute 73-Jährige jedes Jahr einen neuen Krimi. Oft spielt die Kirche eine Rolle, noch häufiger aber ein Pastor. Ein Gespräch über Vorbilder, das Schreiben in der Nacht und warum er nie ein Drehbuch verfassen wird.

Wann findet der Leser Jörg Schlüter, dass ein Krimi ein guter Krimi ist?

Wenn der Held ein Mensch ist, was aber nicht heißt, dass der ein seelisch gebrochener Mann sein muss oder eine Alkoholikerin. Die Figur muss so handeln, dass ich es

nachvollziehen kann, sie auch nicht dauernd mit der Pistole herumwedelt oder in irgendwelche Schlägereien verwickelt ist.

Und was sagt der Autor Jörg Schlüter? Wann hält der seinen Krimi für gelungen?

Wenn der mir auch als Leser gefällt. Meine Protagonisten sollen keine Supermänner oder Superfrauen sein, sondern Menschen mit den üblichen Alltagsschwierigkeiten. Bei meinen beiden Kommissaren ist es mir beispielsweise wichtig, dass sie es stets schaffen, den Blick des anderen aufzunehmen. Dass nicht immer der eine auf dem Holzweg ist und der andere immer die guten Ideen hat. Beide ergänzen sich und kommen gemeinsam auf der Zielgeraden an.

Haben Sie Vorbilder oder zumindest Lieblingskrimis?

Ja, mir gefällt alles, was aus dem hohen Norden kommt. Als Autor komme ich da nie ran. Doch auch wenn ich nicht malen kann wie Renoir, darf ich trotzdem ein bisschen zeichnen ... Hauptsache, es macht Spaß.

Bevor Sie einen neuen Krimi beginnen: Was wissen Sie über die Protagonisten, über die Handlung, über das Ende?

Ich weiß, was geschieht und wer der Täter ist – und auch wie die Sache aufgelöst wird. Beim Schreiben kommen mir dann tausend Ideen. Für dieses Jahr saß ich allerdings an einem Krimi, von dessen Inhalt ich anfangs überzeugt war. Doch er entwickelte sich so zäh, dass ich nach einem halben Jahr aufgehört habe. Dann habe ich innerhalb von drei Monaten *Welper Wald* geschrieben, der jetzt im Herbst erscheint. Die Tinte floss nur so aus dem Füller. Man kann lesen, dass der Krimi praktisch aus einem Guss ist.

Füller? Das meinen Sie sicher im übertragenen Sinn ...

Nein. Es fängt in der Tat immer mit einem Schönschreibheft an. Ich hab' so eine hübsche Kladde, dort bringe ich die ersten Ideen mit dem Füller zu Papier: Was passiert? Wer nimmt teil? Wie löst sich alles auf? Das sind so fünf, sechs, sieben Seiten. Und dann gehe ich an den Rechner und tippe.

Wie arbeiten Sie und wann?

Meistens schreibe ich abends von zehn bis eins, halb zwei. Dann ist es still im Haus, nichts lenkt ab.

Wie kritisch gehen Sie damit am nächsten Tag um?

Manchmal streiche ich ganze Passagen. Aber richtig kritisch bin ich erst, wenn der Krimi fertig ist. Dann überarbeite ich das gesamte Buch, werfe Teile raus oder nehme neue rein.

Wann schaut Ihnen jemand über die Schulter?

Bei den Krimis tut das niemand. Ich habe aber auch zwei historische Romane geschrieben. Von denen ließ ich vorab zehn Exemplare drucken und habe sie an verschiedene Leute verteilt, deren Urteil mir wichtig war.

Worauf achten Sie als Kirchenmann beim Schreiben? Zensieren Sie sich manchmal auch selbst?

Eigentlich nicht. Aber ich frag' mich bei manchen Personen, ob der oder die sich vielleicht erkennt. Es sind ja Gespräche und Begebenheiten aus meiner Zeit als Pfarrer, die mich immer wieder inspirieren.

Meine Frau schaut gern Fernsehkrimis im Vorabendprogramm. Warum? Weil die Polizei jeden kriegt, der etwas Böses tut. So ist das in meinen Krimis auch. Wobei meinen Kommissaren klar ist: ›Wir schaffen das Böse nicht aus der Welt, aber wir bekämpfen es.‹

Hat das Schreiben für Sie auch etwas Therapeutisches?

In der ersten Auflage des ersten Krimis sagt die Täterin am Schluss zum Pastor: ›Ich hoffe, Sie können mich verstehen.‹ Und er sagt: ›Nein.‹ Dann ist mir klar geworden, dass ich das so nicht stehen lassen kann. In der zweiten und der dritten Auflage sagt der Pastor nun: ›Verstehen ja. Aber Ihre Handlung kann ich nicht gutheißen.‹ Gerade für einen Seelsorger ist es wichtig, etwas zu verstehen und sich in den anderen einzufühlen.

Darf das Böse auch mal über das Gute gewinnen?

Meine Frau schaut gern Fernsehkrimis im Vorabendprogramm. Warum? Weil die Polizei immer jeden kriegt, der etwas Böses tut. So ist das in meinen Krimis auch. Also eher etwas für die sanfteren Gemüter. Wobei meinen beiden Kommissaren schon klar ist: ›Wir schaffen das Böse nicht aus der Welt, aber wir bekämpfen es, genau aus diesem Grund sind wir Polizisten.‹

Sie tun mit Ihren Büchern über das Böse viel Gutes ...

Das stimmt. In den vergangenen zehn Jahren habe ich mehr als 20.000 Euro durch den Verkauf meiner Bücher spenden können. Davon hat vor allem der Diakonie-Verein profitiert. Aber ich konnte so auch den Bau der Orgel in der Vechtaer Klosterkirche unterstützen. Und die Suppenküche in Berlin-Pankow, die leitet jemand aus dem Kreis Vechta.

Sie fotografieren und filmen auch gern. Können Sie sich vorstellen, ein Drehbuch zu schreiben oder einen Ihrer Krimis selbst zu verfilmen?

Nein. Aber vielleicht bin ich da etwas geschädigt. Anfang der 1980er-Jahre habe ich tatsächlich mal ein Manuskript für einen Münchener Tatort geschrieben und es dem Bayerischen Rundfunk geschickt. Der hat sogar geantwortet. Doch man fand, ich hätte nicht sauber recherchiert; deshalb könne es auch nicht übernommen werden. Seither weiß ich: Schuster, bleib bei Deinen Leisten. ☺

Tatort: Kirche

Seit 20 Jahren betreibt Monika Dobler die Krimibuchhandlung *Glatteis* in München. Für *horizont*^e hat die Expertin für fiktionalen Betrug, Mord und Totschlag ihre Bestseller im Umfeld der Kirche zusammengestellt.

Von Verschwörungen im Vatikan ...

- › Der Brite ROBERT HARRIS hat in London lange als Journalist gearbeitet. In seinen Romanen verbindet er Fiktion mit Fakten, so auch in: *Konklave* (Heyne Verlag, 9,99 Euro)
- › JOHANNA ALBA und JAN CHORIN sind ein Ehepaar – sie Journalistin, er Historiker; beide Romkenner und -liebhaber. Ihre Papstkrimis sind gute Unterhaltung im besten Sinne: *Halleluja, Gloria, Hosanna, O sole mio* und *Jubilate* (alle Rowohlt Verlag, je 9,99 Euro).
- › Und noch ein ehemaliger Journalist: Der US-Amerikaner DANIEL SILVA kombiniert politisch brisante Themen und spektakuläres Insider-Wissen. Das Ergebnis: mehr als 20 Krimis. Einer davon: *Die Loge* (Piper Verlag, 12 Euro)
- › Die mehrfach ausgezeichnete Spanierin MATILDE ASENSI schrieb mit *Die Wächter des Kreuzes* einen Bestseller, die langersehnte Fortsetzung folgte mit *Die Jesus-Verschörung* (Bastei Lübbe, ab 10 Euro)
- › JÖRG KASTNER ist eigentlich Jurist und hätte Richter werden können. Er entschied sich jedoch fürs Schreiben, u.a. der Engeltrilogie: *Engelspapst, Engelsfürst* und *Engelsfluch* (Hockebooks, ab 6 Euro)

... über Kloster-Krimis ...

- › Natürlich darf UMBERTO ECOS packender Thriller aus dem 14. Jahrhundert auf dieser Liste nicht fehlen: *Der Name der Rose* (Kindle/Tolino: 10,99 Euro).
- › Die gelernte Fremdsprachenkorrespondentin INA MAY, Jahrgang 1976, hat u.a. drei Bände über Schwester Althea verfasst: *Tod am Chiemsee, Mord auf Frauenchiemsee* sowie *Der Teufel vom Chiemsee* (Emons Verlag, ab 12 Euro)



Monika Dobler

verkauft nicht nur Krimis in ihrer Münchner Buchhandlung *Glatteis*, sie liest sie natürlich auch begeistert in ihrer Freizeit – zuletzt u.a. Val McDermids: *Das Grab im Moor* mit der auf Cold Cases spezialisierten DCI Karen Pirie (Ullstein, 16,99 Euro)

... bis zu (Ruf-)Morde in der Region.

- › WOLF SCHREINERS Protagonist, der katholische Pfarrer Balthasar Senner, ist ein moderner Pater Brown in Niederbayern: 6 Bände, u.a. *Beichtgeheimnis* (Goldmann, 10 Euro)
- › Die Krimis von PETER GALLERT und JÖRG REITER spielen im Ruhrpott, genau gesagt in Duisburg. Ihre Romanfigur ist der Polizeiseelsorger Martin Bauer: *Glaube, Liebe, Tod, Tiefer denn die Hölle* und *Todestreu* (Ullstein, je 8,99 Euro)
- › 13 Autorinnen und Autoren haben in die Abgründe der fränkischen Seele geschaut. Das Ergebnis ist die Anthologie *Das Gewissen ist ein ewig Ding. 13 Kirchen-Krimis aus Franken* (Ars Vivendi, 12 Euro)
- › GEORG LANGENHORST, Professor für Didaktik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg, schrieb einen Mehrteiler um Kommissar Bernd Kellert im beschaulichen Friedensberg: *Toter Dekan, guter Dekan, Toter Regens, guter Regens* und gerade erschienen: *Toter Pfarrer, guter Pfarrer*.

Tipp: FELIX LEIBROCK ist Polizeiseelsorger und arbeitet heute als Geschäftsführer des Evangelischen Bildungswerks in München. Seine Krimis sind zwar keine Kirchen-Krimis, aber immerhin werden sie von einem Pfarrer geschrieben: *Todesblau, Eisesgrün* und *Schattenrot* (Knaur, 9,99 Euro).



Elf Antworten von



ROBIN CHRISTEN 29 JAHRE
BASKETBALLPROFI

☞ Welche Ihrer größten Wünsche haben sich bislang erfüllt – und welche nicht?

Einer meiner größten Träume war es, Basketballprofi zu werden. Den konnte ich mir zum Glück schon erfüllen. Auf meiner Wunschliste steht aber auch noch eine Reise durch Südamerika. Freunde von mir waren unter anderem in Brasilien, Kolumbien und Argentinien, meine Schwester in Costa Rica und alle waren begeistert von der Kultur, der Landschaft und dem Essen. Wer weiß, vielleicht kann man nächsten Sommer auch wieder verreisen. Und irgendwann möchte ich eine Familie gründen: Kinder gehören für mich einfach zum Leben dazu, gerne auch mehrere.

☞ Wann und aus welchem Anlass haben Sie das letzte Mal aus vollem Herzen gelacht?

Eigentlich tue ich das täglich mit meiner Freundin. Wir lachen über ganz banale Dinge. Wenn ich sie hier beschreiben würde, wären sie vermutlich gar nicht so lustig. Deswegen lasse ich das lieber.

☞ Was tun Sie, um Ihren Kopf freizubekommen?

Handy weglegen und im Wald spazieren gehen. Das mache ich fast täglich, manchmal nur für 20 Minuten, manchmal für zwei Stunden. Ich bin gerne im Füchteler Wald bei Vechta, oder in dem Wald beim Golfclub, seltener im Großen Moor. Das Handy nehme ich meist erst gar nicht mit. Ich habe festgestellt, dass ich dann mehr auf die Umgebung achte oder auch mal meinen Gedanken nachhänge. Es kommt leider immer wieder vor, dass ich Apps wie Instagram nutze – und zack! sind zwei Stunden rum. Deshalb setze ich mir mit einem Apptimer häufiger selbst Grenzen.

☞ Haben Sie Geheimnisse vor Ihrer Partnerin?

Nein, glücklicherweise nicht.

☞ Sind Sie gerne Kind gewesen?

Ich hatte eine wundervolle Kindheit. Ich habe viel Liebe und Aufmerksamkeit von meinen Eltern bekommen, und fühlte mich geborgen, gefördert und gestützt. Abends haben wir immer zusammen gegessen, und zwar ohne dass dabei der Fernseher lief – es sei denn, es gab ein Champi-

onsleaguespiel oder ein wichtiges Basketballspiel. Oft haben wir auch miteinander gespielt: Die Siedler von Catan zum Beispiel oder Karten. Das mochte ich sehr.

☞ Was oder wo ist Heimat für Sie?

Ich bin zwar in Berlin geboren, aber in Gießen aufgewachsen. Das ist meine Heimat. Dort wohnt meine Familie und viele meiner Freunde leben in der Stadt. Als ich in der vergangenen Saison verletzungsbedingt nicht spielen konnte, war ich ein halbes Jahr in Gießen.

☞ Was könnten Sie aus Ihren Vorräten für Überraschungsbesuch kochen?

Mir ist gutes und qualitativ hochwertiges Essen wichtig. Deshalb sind in meinem Kühlschrank immer frisches Gemüse, Salat und Obst. Wenn es nach dem Training mal schnell gehen muss, gibt's Nudeln mit Pesto aus dem Glas und einem kleinen Salat. Das nenne ich mein *survival cooking* und es funktioniert auch für Überraschungsgäste.

☞ Sind Tod und Sterben für Sie ein Thema? Wie möchten Sie sterben?

Ich denke, zu wissen, dass es irgendwann mal vorbei ist, ist wichtig, um mehr Momente im Hier und Jetzt zu genießen. Ich hoffe, ich habe noch einige gesunde Jahrzehnte vor mir. Aber wenn es dann mal soweit ist, dann bitte ohne große Leidenszeit.

☞ Auf was möchten Sie nicht verzichten?

Auf meine Familie, meine Freunde – und gutes Essen. Ich koche selbst ziemlich gerne und gut. Am liebsten nach unserem Familienkochbuch. Das hat mir meine Mutter mal zum Geburtstag gemacht. Es enthält die besten Rezepte aus unserer Familie und besonders viele von meinem Großvater. Der verbrachte ganze Samstage in der Küche.

☞ Haben Sie eine Freundschaft schon mal beendet?

Nein. Aber es ist schon vorgekommen, dass es irgendwann nicht mehr gepasst hat und dann hat sich die Verbindung gelöst.

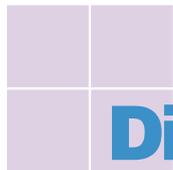
☞ Wen würden Sie gerne kennenlernen?

Dirk Nowitzki natürlich. Er ist mein Kindheitsidol.

Dat kannst glööven!

Ik vergeet jo al mol wat.
Aber dat Eeten und de Lüh,
de mi helpt, sind wunnerbar!
Dat schallst mol
sülvens sehn!

Ropt Se bi us an:
0441-2100111



Diakonie 

Dor sünd se tohuus.

De evangelischen Altenheime
und Seniorenzentren

www.diakonie-im-oldenburger-land.de

vrk+

Versicherer im Raum der Kirchen

Kfz-Versicherung wechseln.
Beitrag sparen. CO2 reduzieren.

Stadt Oldenburg und Rastede

Mathias Laing, Generalagenturleiter

Telefon 04492 919530

Ammerland

Werner Runde, Generalagenturleiter

Telefon 05951 902424

Friesland, Wilhelmshaven und Wesermarsch

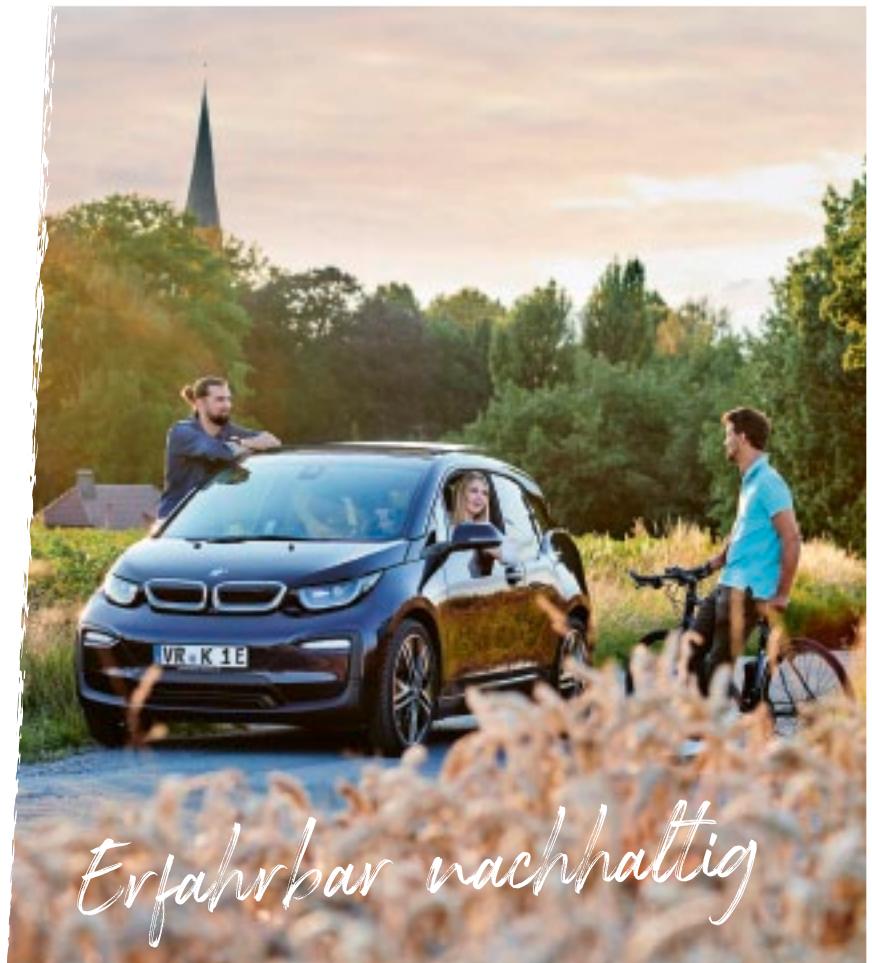
Thorsten Gießelmann, Agenturleiter

Telefon 04944 9204809

Landkreis Oldenburg/Delmenhorst und Wildeshausen

Dirk Oberheim, Hauptagenturleiter

Telefon 04221 2926579



Erfahrbar nachhaltig